

Ersteinst
wöchentlich einmal
in
Büch (Schweiz)
Verlag
H. Gerber, Buchvertriebs-
Anstalt Zürich
Vollständiges
französisch-franzö-
sische Wörterbuch
nach der Schweizischen
Doppelorthographie.

Der Sozialdemokrat

Internationales Organ
der Sozialdemokratie deutscher Zunge

Abonnements
werden nur beim Verlag und
bei den bekannten Agenten ent-
nommen und zwar zum
voraus zahlbaren
Stichtagspreis von:
Nr. 1. — für die Schweiz (Kontingenz)
Nr. 2. — für Deutschland (Kontingenz)
Nr. 3. — für Österreich (Kontingenz)
Nr. 4. — für alle übrigen Länder des
Weltpostvereins (Kontingenz).

Inserate
Die vorerwähnte Preiskategorie
25 Hfr. — 20 Hfr.

Nr. 24.

Sonntag, 13. Juni.

1880.

Lesen Sie die Korrespondenzen und Abonnenten des „Sozialdemokrat“.

Da der „Sozialdemokrat“ sowohl in Deutschland als auch in Österreich vertrieben ist, bezogen wird und die dortigen
Verleger für alle Mühe geben, unsere Verbindungen nach jenen Ländern möglichst zu erleichtern, ist es nicht zu verwundern, daß
und unter Umständen auch sonstigen Sendungen nach dort abzugeben, so ist die äußerste Vorsicht im Postverkehr notwendig und
bei jeder Sendung möglichst zu vermeiden, die Briefmarken über den wahren Absender und Empfänger, sowie den Inhalt
der Sendungen zu täuschen, und letztere dadurch zu fälschen. Haupterfordernis ist hierzu einseitig, daß unsere Freunde so selten

als möglich an den „Sozialdemokrat“ selbst den Verlag selbst überlassen, sondern sich möglichst an irgend eine unverlässliche
Adresse außerhalb Deutschlands und Österreichs wenden, welche sich dann mit uns in Verbindung setzt; andererseits aber, daß
auch aus möglichst unerschwinglicher Zahlungsmittelteiligt werden. In unerschwinglichen Fällen empfiehlt sich jedoch größtmög-
lichste Bescheidenheit. Sozial an uns liegt, werden wir gewiß weder Mühe noch Kosten scheuen, um trotz aller ent-
gegenstehenden Schwierigkeiten den „Sozialdemokrat“ unseren Abonnenten möglichst regelmäßig zu liefern.

Wir erhalten fast alltäglich Briefe aus Deutsch-
land welche nur mit 10 Pfg. frankiert sind, so
daß wir 25 Ct. Extrapost nachbezahlen müssen. Wir
erfuchen die Genossen in Deutschland, darauf zu achten,
daß das Porto für einen einfachen Brief nach der Schweiz
20 Pf. beträgt.

Herrenrecht.

„Ich schalte so, wie mich's gefügt,
Denn ich bin Herr und du bist Knecht;
Hörmalichend hör ich das Geheul
Von deinem ewigen Weinschmerz.
Knecht, duck' dich und schweige!“

„Stumm bis ans Ende mußt du frohnen
Für dich zum Feind, mir zur Frucht,
Nicht frohnen in der Werkstätt Klammern,
Nicht frohnen in des Berges Schacht.
Knecht, duck' dich und schweige!“

„Dein Schweiß und Blut, des Weibes Milde —
Alles ist mein, so mir's gefällt;
Wein Scherge wach, daß nicht zum Obren
Dein schiller Schurzschneiderei mir geht.
Knecht, duck' dich und schweige!“

„Wohlleben ist das Recht der Herren,
Die Arbeit ist der Knechten Pflicht;
So will's die Ordnung der Gesellschaft
Und eine andre kann ich nicht.
Knecht, duck' dich und schweige!“

„Die Peitsche saß auf deinen Hüften
Aus hundert Wunden strömte dein Blut;
Dein Auge stammte, die Lippe ätzte —
Still Hand, nicht reize meine Wuth!
Knecht, wann brichst du die Ketten?“

Süddeutschland, im Jahre 1880.

Neue Taktik.

Das Tabakmonopol.

(Schluß.)

Ich glaube, der Landwerker muß froh sein, wenn er bei dem
Konkurrenzkrieg der Bourgeoiswirtschaft noch mit einem blauen
Auge davon kommt. Ueberhaupt sehe ich gar nicht ein, wozu wir
die kleinen Gewerks- und Geschäftsteile schonen sollen. Diese
kommen doch wohl nicht zu uns, weil sie sich in ihrer Lage so
wohl fühlen! Sind wir denn eigentlich konservativ oder revolu-
tionär? Wenn wir die kleinen Kapitalisten erhalten wollen, so
sind wir ja ganz einig mit den Reaktionsären vom „Staats-
sozialist“; da können wir nächstens in idyllischer Schwärmerie
für das „Arbeiterhäuschen“ die Pfaffen Stöcker, Todt und Kon-
fessionen in den Reichstag schicken! Ich glaube, es ist nicht unsere
Aufgabe, die kleinen Kapitalisten in ihrem noch dazu elenden
Zustande zu erhalten, sondern vielmehr, sie so bald als möglich
daraus zu erretten.

Die einzige Möglichkeit dazu ist der Sozialismus, und der
beste Weg zu dessen Einführung ist der, daß wir jetzt der Re-
gierung das Tabakmonopol und jedes beliebige andere Stück
Staatsbetrieb dazu verschaffen, um sie dann schließlich, wenn sie die
Arbeit für uns gethan, fortzuführen und den konsolidierten
Staatsbetrieb selbst in die Hand zu nehmen (und selbstverständ-
lich zu verallgemeinern).

Das ist der von der Wissenschaft vorgezeichnete Weg zur Ein-
führung des Sozialismus, denn wir machen auf diese Weise den
Staat zu einem, und zwar dem letzten großen Kapitalisten. Von
diesem einen gilt erst recht, was Karl Marx von der Handvoll
sagt, die bei der ungestörten Entwicklung unserer Bourgeois-
wirtschaft die ganze Produktion an sich reißen, monopolisieren:
Die Expropriateure werden expropriert! Gegen diese Revolution
gibt es auch keine Reaktion, weil niemand Interesse an einer
solchen hat, wollte man dagegen erst nach der geschriebenen staat-
lichen Umwälzung aus Expropriation der Privatwirtschaft gehen,
so würden die Gegner einer solchen Umänderung unzählige sein.
Denn schon man die kleinen Leute nicht — und in einem solchen
Falle wird es wohl heißen: nur keine halbe Arbeit! — so
werden sie sich einhellig gegen die Revolution wenden. Werden
sie aber gehorcht, so werden sie trotzdem Reaktionsäre — wenn
erst recht. Denn sie haben in der neuen Gesellschaft glücklichere
Zustände gehofft und werden jetzt nur gründlicher kaputt konkurrieren.
Wenn aber nach einer Revolution im Staat der Monopole
alle etwas bekommen und niemandem etwas genommen wird,
als dem Abstraktum „Staat“, so hat sicherlich niemand etwas
dagegen einzuwenden.

Ich glaube, es ist nun ganz klar, daß wir durch das Tabak-
monopol unsern fortwährenden Herzenswunsch, der Bourgeoisie

einen Knüttel zwischen die Beine zu werfen, erreichen, und daß
wir dabei auch keine Strapazen wegen etwaiger Nebenwirkungen
zu haben brauchen.

Bleibt noch die Wirkung des Monopols auf die Arbeiter.
Diese ist nur günstig. Die Monopolarbeiter werden zwar vom
Staat ebenfalls ausgebeutet, gerade so wie von der Bourgeoisie;
aber sie werden dabei nicht alle paar Jahre einmal aufs Pflaster
geworfen und auch nicht (?) im Alter dem Verhungern über-
lassen, wie es jetzt geschieht. Deshalb sind auch die Tabakarbeiter
in den Fabriken für das Monopol. Jetzt kriecht kein Hahn dar-
nach, wenn ein Arbeiter abgelehnt wird und keine Arbeit mehr
findet, einfach, weil es niemand merkt; sogar der Arbeiterstand
selbst kann das Gland nicht übersehen, sonst hätten wir
5 Millionen Stimmen statt 500,000. Wenn heute
so und so viel kleine Fabrikanten und Meister je ein paar Ar-
beiter entlassen, so erfährt man das gar nicht; wenn Vorfig in
Berlin 600 entläßt, so machen allenfalls ein paar Blätter da-
rüber eine dürftige Notiz und der Philister, der sie liest, glaubt,
es sei nur vorübergehend, oder denkt in seiner Beschränktheit:
Die Leute finden alle wieder Brod, wenn es sein muß als
Hausknechte u. dgl.; es ist noch viel Platz im großen deutschen
Reiche.

Nun stelle man sich aber vor, daß der Staat einmal einige
Tausend alt gewordene Tabakarbeiter einfach austränge. (Das
müßte er jedes Jahr thun.) Da gib's nichts zu glauben und
zu denken, da weiß der letzte Spießbürger: die müssen
hungern! Aber dann: diese Erbitterung bei den Arbeitern, bei
allen Arbeitern, die moralische Entrüstung bei allen nicht
unmittelbar Interessierten auch der andern Stände, dieses Mit-
gefühl bei allen politischen klaffenden Kaffeeschwestern von ganz
Deutschland, diese peinliche Verlegenheit der Blätter von der
„positiven Hebung“ der Arbeiter! Das kann der bereits bedeutend
wacklige Bourgeoisstaat nicht riskieren, da zahlt er seinen Inva-
liden lieber eine Pension, weil sich's gehört.

Daß bei der Monopolisierung des Tabakgeschäfts eine Anzahl
Arbeiter ihre Stelle verlieren, ist ebenfalls kein ausreichender
Grund dagegen. Das tritt auch sonst ein, weil unsere Wirt-
schaft mit Notwendigkeit zum arbeitersparenden Groß-
betrieb übergeht. Lassen wir die Entwicklung unbeeinträchtigt
laufen, wie sie will, so gehen diese Arbeiter langsam, aber sicher
zu Grunde (durch das eiserne Vohngesetz); greifen wir durch die
Monopolisierung selbstthätig ein, so bekommen dieselben wenigstens
eine Entschädigung. Denn Entschädigung bekommen sie sicher, so
sicher, daß die Bourgeoisblätter schon jetzt ausrechnen, wie
viel jeder erhält. Mit dieser Entschädigung kann der Arbeiter
zwar hier nichts anfangen, aber er kann (wenn er nicht zu einem
Produktionszweig übergehen will) damit nach den Ländern der
offenen Wirtschaft gehen. In Amerika z. B. allein ist noch für
Hunderttausende Platz.

So wirkt also das Tabakmonopol in wirtschaftlicher Beziehung
auf das Kapital verderblich, auf die Arbeit günstig ein. Sehen
wir uns nach der moralischen Wirkung an, die unsre Hilfe
bei dessen Einführung hätte.

Nachdem von der Rednertribüne des Reichstags herab ver-
ständigt worden war, daß der Geniale, der erste Staatsmann
seines Jahrhunderts, mit Cassale, dem als lächerlich überpannten,
umstürzlerisch verschrienen Sozialisten, in vertrautem Verkehr
gestanden hat, — da wurden in den Genossenschaftsbuchdruckereien
von Berlin und Leipzig in nur 14 Tagen viele Tausende Cassale'sche
Schriften verkauft; da bekam der „Vorwärts“ Beiträge von zum
Theil „hochgestellten“ Leuten, die vorher gar nicht kannte.
Wie viele Leute der verschiedenen Gesellschaftsklassen mügen
damals zur ersten Einsicht über den Sozialismus gekommen
sein! Nun frage ich, wie vielen Tausenden müßte ein Licht auf-
gehen, wenn die verläumdete Sozialdemokratie aus rein sachlichen,
cunnen politischen Gründen trotz ihrer Feindschaft gegen die
Regierung zusammen mit dem „Genialen“ einen Schritt hätte
zur Verwirklichung von dessen „letztem Ideal“? Der Erfolg
müßte ein großartiger sein! Sorgen wir, daß er bald eintrete!

Es müßte nun allenfalls immer noch Parteigenossen geben,
welchen es gar zu sehr gegen das Gefühl geht, für eine Maß-
regel zu stimmen, die von der Regierung kommt. Diese könnten
einwenden: Bismarck's Freundschaft mügen wir nicht; sein Geld
können wir entbehren; und das Monopol verschaffen uns die
Nationalliberalen: wozu sollen wir also unsern Gefühlen Zwang
antun? Dem erwidere ich, daß es uns gar nicht einfällt, mit Bis-
marck zu kompromittieren; im Gegenteil — das sei ferne von uns!
Die Sache liegt aber ganz anders: Bismarck's Weg fällt hier
zufällig einmal zusammen mit dem unsrigen, wenn wir nämlich
den richtigen wählen. Das kann uns zwar vielleicht sehr leid
thun; aber wer vernünftig ist, wird nicht dadurch, daß ein
Gegner es auch will, unvernünftig; und deshalb wird sich, denke
ich, der Schmerz vermeiden lassen. Sodann aber ist es doch
einigmaßen fraglich, ob der Reichsbewilligungsbrot das Monopol
auch wirklich bewilligt. Nach der letzten Resolution darüber
scheint es gar nicht so.

Aber selbst wenn die Bewilligung ohne uns geschähe —
sollen wir sein wie diese heuchlerischen Reaktionsäre von der
Fortschrittspartei, welche gewaltig oppositionell schwärzen, vielleicht
gar ein paar Tausend Mark von den Millionen des Militärs-
budgets abstreifen und sich in ihrem Herzen freuen, daß die
Nationalliberalen die Reaktion so brav befragen? (Vergl. die
Abstimmungen über das Preßgesetz!) Ganz auf gleiche
Weise würden wir aber handeln, wenn wir gegen
das Monopol stimmen, das wir als nützlich erkannt
haben, — bloß, weil wir einige regierungsfreudliche Gefühle
nicht verleugnen wollen. Nein, offen, reinlich und zweifelsohne
— das gehört sich für die Partei der ehrlichen Arbeiter!!

Lassen wir uns überhaupt von der Erkenntnis und nicht vom
Gefühl leiten, — das Gefühl macht Dummheiten. Hier in
diesem Falle sagt uns aber die Erkenntnis nicht nur, daß uns
das Monopol sehr nützlich ist, sondern auch, daß die Regierung
eigentlich im Grunde eine Bourgeoisregierung ist (A. Bebel's
erstes Flugblatt gegen Fintel) und daß wir dieser also
gar keinen so großen Dienst leisten, wenn wir die
Bourgeoisie schädigen.

Entscheiden wir uns also für das Monopol! Daß
Gen. Frischa für die Resolution im Reichstag, aber gegen
das Monopol gesprochen hat, genirt gar nicht. Was hat Frischa
denn gesagt? Er hat gesagt: Bismarck solle die Tabakindustrie
in Ruhe lassen! Wenn der das aber doch nicht thut, so muß er
eben für das Monopol stimmen, dann wird Ruhe. Uebrigens
darf ein Revolutionär auch seine eigene Meinung nicht zum
Dogma erheben, und wenn Frischa selbst gesagt hätte, das
Monopol wäre miserabel, so müßte er doch jeden Tag bereit
sein, zu lernen: das Monopol ist famos. Der Mensch lernt
nie aus.

Also los: Für das Monopol!

Für das Monopol, weil es der Bourgeoisie Un-
heil bringt, für das Monopol, weil es die Arbeiter
besser stellt, für das Monopol, weil es der Sozial-
demokratie wirtschaftlich und moralisch den Weg
ebnet; für das Monopol, mit einem Wort, weil
es ein Stück von dem Umsturz der bestehenden
Gesellschaftsordnung ist, den wir auf unsere
Fahne geschrieben haben!

Militarismus.

In Nr. 14 erlaube ich mir die Frage zur Diskussion zu
stellen; ob nicht die Militärwirtschaft infolgedessen eine ökonomische
Wohltat sei, als sie der arbeitenden Klasse mehr Beschäftigung
gebe, wie ohnedem vorhanden. Da melde ich mich in Nr. 19
ein Gegner „Aus Schwaben“, der mit dem „Grundgedanken“
nicht einverstanden ist. Was jedoch der werthe Genosse vorbringt,
spricht nicht gegen den Grundgedanken, sondern gegen Dinge,
die nicht in Frage stehen und von niemand bestritten sind.
„Der Kampf wider den Militarismus, heißt es, muß als gutes
Agitationsmittel benutzt und fortgesetzt werden.“

Den Militarismus habe ich bereits eine „Niedertracht“ genannt,
mithin den Kampf gegen die Kriegskräfte voll zugestimmt.
Meine Meinung war und ist nur, daß man den despotischen
Unterdrückungsapparat, Militarismus genannt, mit sich haltigen
Waffen angreifen, nicht aber mit faulen Keupfen beworfen soll.
Das geschieht aber von denen, welche die landläufige Redensart
von der unerschwinglichen Militärlast im landläufigen Sinne
nachleiten. Die Sache ist wahr, die Wirtschaft ist ruhmlos; ich
widerspreche dem nicht, widerspreche nur der verkehrten Auslegung.
So wird denn eine Debatte über den wahren Sinn der
ruhmlosen Militärwirtschaft nicht gerade „gegenstandslos“ sein.
Bin einverstanden, daß wir weiter dagegen agitieren, nur mit
mehr Einsicht und weniger Bombast.

Der landläufige Sinn von „Klein des Volkes“ geht dahin,
daß das vorhandene Gland dem Mangel geschuldet sei, ein Sinn,
der in enger Verbindung mit der hergebrachten Redensart von
der Ueberdölkung steht. Doch bitte ich den schwäbischen Genossen,
nicht vorauszusetzen, ich wolle der deutschen Sozialdemo-
kratie diesen verkehrten Standpunkt unterstehen. Die meisten
Genossen — ich will mitzählen — haben viel zu thun, bevor
sie noch den Standpunkt der deutschen Sozialdemokratie erlernten.
Wenn es auch keine neue Entdeckung, dürfte es doch nicht
gegenstandslos sein, die ökonomischen Verhältnisse mit der
Darstellung zu illustrieren, wie selbst die widerstrebige militärische
Kraftverschwendung ein Heil ist im Unheil der bürgerlichen
Wirtschaft, die das Volk nicht wegen Mangel, sondern wegen
immenser Vorräthe Hunger leiden läßt. Wenn in meiner Auf-
fassung irgend ein Bod' sitzt, — die Möglichkeit sei gerne zu
gegeben — bitte ich den Genossen aus Schwaben oder wer sonst
Kenntnis davon hat, den Haken zu zeigen. Ich und wahrscheinlich
noch viele Genossen würden sehr dankbar sein für solche Verei-
herung unsern Wissens. Gerade jetzt, wo wir im deutschen
Reich gezwungen sind (?), bisweilen mit Fortschritt und engerer

Demokratie in einträchtiger Politik zu machen, dürfte es gelegen sein, im internationalen Organ das zu betonen, was uns von den Bürgerlichen ewig separiren muß. Sie wollen die politische Freiheit ohne Sozialismus, und ersuche ich die Genossen, mir nicht die Thorheit zuzumuten, Sozialismus ohne Freiheit, ohne „Abkündigung der Militärwirtschaft“ zu wollen oder auch nur denkbar zu finden.

Was den Widerspruch gegen meinen „Militarismus“ erregt, ist wohl zumeist die „metaphysische Denkungsart“ (siehe Engels c. Dühring), welche nicht zugeben will, daß im Unheil auch noch irgend ein Heil stecken, oder daß der leidhaftige Schwarze doch noch weiße Flecken haben könnte. Die Frage nach den ökonomischen Wirkungen der Militärlast muß wohl nicht so ganz klar liegen, denn wie die Redaktion bemerkt, bin ich darin nicht der erste Keher. Diskussion und Klarstellung der Sache kann also nur erwünscht sein. (Ganz richtig, D. R.) Mir dünkt, man dürfe mit der größten Unbefangenheit anerkennen, daß mit Heimführung der Soldaten und Abkündigung des Militarismus die Volkswirtschaft nicht viel zu bessern sei, wenigstens gar wenig im Vergleich zu dem, was ihr fehlt. Ob aber, wenn durch die Heimführung die Konkurrenz der Arbeiter unter einander vergrößert würde, ob solche Vergrößerung in einem „revolutionär gewordenen Volke die Stunde der Erlösung näher rücke“, betrifft unsern „Grundgedanken“ nicht — das sollen die Pessimisten und Optimisten erst miteinander ausmachen. Der Grundgedanke bezweckt einzig, darzutun, wie unsere heutige Wirtschaft derart verkehrt ist, daß die Vergrößerung des stehenden Heeres, oder die Abschaffung der Eisenbahnen oder der Neubau von Dömen und Pyramiden oder irgend eine andere Schildebürgererei eine momentane Wohlthat sein könne.

Aber deshalb wollen wir doch nun weit davon entfernt bleiben, praktisch für solche Widersinnigkeiten zu agitieren. Eine momentane Wohlthat kann sehr wohl ein permanentes Unheil sein — so auch der Militarismus: er mindert die Konkurrenz unter den Arbeitern, aber er schädigt auch die Produktionskraft, die zwar in der heutigen Wirtschaft schon zu groß ist und deren Entwicklung und Vergrößerung demnach im Interesse der arbeitenden Klassen, weil diesen die Zukunft gehört, die Zukunft, welche die Expropriateure expropriert. Wenn also auch die schweren Militärbüden die soziale Noth in etwas linderten, lindern sie doch nur eine Noth, die unvermeidlich wachsen muß, bis zum Tage der Abrechnung.

Bismarck und Krupp sind Hechte im Karpfenteich der bürgerlichen Welt. Ob wir sie abfangen sollen — ist keine Frage. Dabei gilt aber auch zu sagen, daß der bürgerliche Weltreich zu klein ist für die Fruchtbarkeit der Natur, daß also, wenn wir die Hechte gefangen haben, unsere Noth erst recht anfängt. Das ist ja eine Eigentümlichkeit der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei, daß sie Entwicklung und Fortschritt auf dem industriellen Gebiete als diejenigen erkannt hat, die den Arbeiter immer tiefer ins Elend herabdrücken; und dennoch begeistert sie sich für und begrüßt jede neue Entdeckung, weil sie mit Sicherheit darauf rechnen darf, daß der Tag der Gerechtheit nicht ausbleibt, wo sie den von der Geschichte angehäufte Reichtum als Erbschaft antritt.

Siegburg, im Mai 1880.

J. Diezgen.

Nichtigstellung.

Zu den Artikeln „Was thun? Neue Folge“, bezw. zu Artikel IV. dieser Serie (Nr. 18) halte ich eine Bemerkung betr. einer irrigen Anschauung über das quantitative Verhältnis des Kapitalgewinns zum Arbeitslohn für notwendig, die sich mir schon bei Durchsicht des „Jahrbuchs“, woraus der ganze Artikel entnommen ist, aufdrängten. Am angegebenen Ort findet sich nämlich Spalte 3, Zeile 28 ff. folgende Stelle:

„Dieser Kapitalgewinn beträgt aber heute nicht weniger als durchschnittlich den dritten Theil (nach Vercardo in England 21 Proz., in Amerika 25 Proz., in Frankreich 36 Proz., in Italien gar 58 Proz.) des Waarenpreises. Mühen kann das Einkommen der Arbeiter um ein volles Drittel oder, wenn wir die (die Höhe des ehemaligen Kapitalgewinns natürlich bei weitem nicht erreichende) Entschädigungsrente der exproprierten Kapitalisten in Anrechnung bringen, immer noch um ein Bedeutendes — vielleicht ein Fünftel bis ein Viertel — vergrößert werden, ohne daß deshalb das Produkt vertheuert würde.“

Ich behaupte nun, daß das Einkommen der Arbeiter noch viel höher gestellt werden kann, ohne daß dadurch eine Vertheuerung

des Produktes herbeigeführt wird. Denn es betragen nach Karl Marx (siehe die Abschnitte über Mehrwerth und konstantes und variables Kapital) die dem Arbeiter durchschnittlich vorenthaltenen Werthe mindestens 80 bis 100 Proz. des gezahlten Arbeitslohnes. Die Folgerung aus obigem Satze könnte überhaupt nur auf der absurden Annahme fußen, daß Waarenpreis abzüglich Kapitalgewinn gleich Arbeitslohn sei. Wo bliebe in diesem Falle das Rohprodukt? Die Schlussfolgerung der angezogenen Stelle ist demnach eine absolut unrichtige.

Um aus dem Preise eines fertigen Stückes Baumwollstoff auf die den Arbeitern entzogenen Löhne schließen zu können, müßten die sämmtlichen in den verschiedenen Stadien der Fabrikation bezogenen Kapitalgewinne, in welchen selbstverständlich der wirkliche Werth der Rohbaumwolle, sowie der Rohproduktionskosten für Maschinen u. c. nicht inbegriffen sind, mit den von den sämmtlichen Fabrikanten wirklich gezahlten Arbeitslöhnen verglichen werden und man würde dann ein annähernd richtiges Bild erhalten. Wenn aber z. B. der Besitzer einer Weberei für Frs. 100,000 Baumwollgarn kauft und dasselbe mit Aufwand von Frs. 50,000 Arbeitslohn in Baumwollstoff verwandelt, so kostet ihm die Waare Frs. 150,000 und er wird bei Annahme eines Dritttheils Gewinn für den fertigen Baumwollstoff Frs. 200,000 erhalten. Der Fabrikant hätte in diesem Falle Frs. 50,000 gewonnen und somit den Arbeitern gerade die Hälfte ihres wirklichen Verdienstes gezahlt.

Je nach den Eigenschaften des Produktes wird sich das Verhältnis des Arbeitslohnes gegenüber dem Werth des Rohmaterials u. s. w. natürlich ändern. z. B. werden bei einer komplizirten Maschine die Ausgaben für Arbeitslohn den Werth des Materials weit übersteigen; es ist jedoch eine wissenschaftlich festgestellte Thatsache, daß die Kapitalzinsen und Kapitalgewinne, welche in der zukünftigen Gesellschaftsform voll und ganz dem wirklichen Erzeuger der Werthe zukommen, wohl im Durchschnitt 80 — 100 Proz. des gezahlten Lohnes erreichen.

Ann. der Redaktion. Die Auffassung der betr. Stelle seitens des Einsenders beruht auf einem Irrthum, bezw. auf einer Unklarheit in der Wiedergabe der Handschrift durch den Druck. Wie sich von selbst versteht, ist mit dem Drittel, um welches das Einkommen des Arbeiters nach Wegfall des Kapitalgewinns erhöht werden kann, nicht ein Drittel des jetzigen Lohnes, sondern ein Drittel des Waarenpreises gemeint, der heute durchschnittlich Kapitalgewinn ist. Die Stelle sollte demnach deutlicher lauten: „Mühen kann das Einkommen des Arbeiters um dieses volle Drittel (noch deutlicher um dieses volle Drittel des Waarenpreises) . . . vergrößert werden, ohne daß u. s. f.“ Der ein Mißverständnis ermöglichte Mangel ist wahrscheinlich beim ersten Abdruck im „Jahrbuch“ entstanden und aus diesem, beim Wiederabdruck unbemerkt geblieben, in den „Sozialdem.“ übergegangen. Die Genossen wollen denselben, sofern sie die Stelle nicht sofort in der erläuterten Weise aufgefaßt, darnach richtig stellen.

Da aber immerhin die Möglichkeit besteht, daß die gerügte Ungenauigkeit bei einem Theil der Leser Anlaß zu Mißverständnissen gegeben, so bringen wir die Richtigstellung unseres Einsenders um so lieber zur Veröffentlichung, als wir auch den Hinweis auf die Marx'schen Ausführungen und die davon geknüpften Anwendungen für ganz sachdienlich und für eine erwünschte Bervollständigung der von uns veröffentlichten Arbeit halten.

Zum Märtyrolog russischer Sozialisten.

Der Prozeß vor dem Kriegsgericht zu St. Petersburg, vom 18. (6.) bis zum 26. (14.) Mai 1880.

Die russische politische Justiz, insbesondere das russische politische Militärgericht, kennt keine inductive Beweisführung, keine objektive Abschätzung der vorliegenden Thatsachen. Die als Richter, Ankläger und Verteidiger fungierenden Militärschergen lieben den deduktiven, subjektiven Weg ein. Die und jene sind verdächtig, sind Sozialisten; folglich können sie thätige Mitglieder im Terrorbündnisse, können sie, theoretisch betrachtet, auch an politischem Mord betheiligt gewesen sein; konnten sie es, so sind sie es auch gewesen. Die „tiefen“ Ueberzeugung der Justizmänner spricht dafür — das Urtheil ist im Voraus gefaßt, das Strafmaß bestimmt. Es ist dann weiter nichts nötig, als unzusammenhängende Thatsachen zusammen zu werfen, falsche Thatsachen anzuführen, eine Masse Zeugen vorzuladen und sie x-mal mit Fragen zu bestürmen und zu verwirren. Wenn die Zeugen auch kein Belastungsmaterial vordringen, wenn sie auch nicht gegen die Angeklagten ansagen, so ist der Schein doch gewahrt, die nötige Formalität ist geschaffen, die „tiefen“ Ueberzeugung der Richter hat sich erfüllt und schamlos ihre Segner vernichten. Um sich aber vor illoqualen Gedanken und uniscliamen Berichten

das nicht läßt: „Frei sein oder sterben!“ Es ist gestorben unter der Ache seines heiligeliebten Paris. Wer war es doch, der diesen Winter während der Belagerung behauptete — war es der Mann von Ferridres* oder der von der Rue Transnonain** — wer war es doch, der behauptete, daß die Republikaner keine Stunde vor dem Feinde Stand halten würden? Der Herr ist gescheitert, was diese „Feiglinge“ gegen die Praeden vermocht hätten, was die Angst nicht zu groß gewesen, daß, wenn man sie in den Kampf Wüthe, man sie auch vom Kampf zum Sieg und vom Sieg zur Freiheit führen würde. Sollte die Republik zum zweiten Mal das Vaterland retten? Um jeden Preis müßte das verhindert werden, damit man später die Ausrottung der Republikaner bemerkenswerthen konnte. Und heute sind sie ausgerottet. Die Seine, in der sich noch die rauchenden Trümmer der kaiserlichen und kaiserlichen Raubbeute spiegeln — die Seine ist warm und roth von dem Blute der Tapferen und das Wasser jeder Straße ist roth gefärbt. Man hat dem gemordeten Paris eine gräßliche Todtenfeier veranstaltet. Es schließt in voller Majestät, auf einem purpurnen Paradedeck. Eines Tages aber wird der Todte wieder erwachen, wird aufstehen, wird sprechen und handeln. Die Seine werden sich erheben und reden! Ah, was ich nur mit meinen eignen Augen gesehen habe! — frage mich nicht. Man hat mich verfolgt, ergriffen, an eine Mauer gekettet — lebend fiel ich auf einen Haufen Leichen und raffte mich wieder empor — ich hatte den Tod betrogen. Nicht, daß er mich erschreckt hätte, aber er rief mich zu früh, — ich mag er kommen, ich werde ihn ruhig empfangen. Dich wiedersehen, war, was ich wollte, — hier bist du, Cardoc, geliebter Mann, ich bin nicht allein gekommen —

Bisher hatte Cardoc lauthell und unbewegt Leone's Erzählung zugehört; bei ihren letzten Worten pudte er unter den seltsam zärtlichen Blicken, mit dem Leone ihn anschaute.

„Was, rief er, es lebt?“

„Da, erwiderte sie, er wurde geboren während des Blutbades; er entstamm dem Gemüthel, er lebt — Dein Sohn, da sieh ihn!“

Dieser Mann von Eisen, der unerschütterten Herzens so viel Trauer, so viel Unglück vernommen, er wurde weich bei dem Anblick dieses

* Jules Favre.

** Zitiert, der Mörder im republikanischen Kaffeehaus der Rue Transnonain.

Mörder zu schützen, werden nur „bewährte Freunde“, d. h. die Nachfolger selbst und ihr nächstes Anhängel, zu der dramatischen Vorhüllung zugelassen. Die Zugelassenen dürfen übrigens nur das erzählen, nur das andeuten, was der Theaterregisseur „Regierungsschreiber“ genannt, davon weisend oder meidend wird. Dann und wann wird der letzte Akt, zur Verhütung, hinter den Kulissen abgepielt: angestrichen auf einmal, vor aller Welt, werden die „Reichsfeinde“ im Geheimen, tropen- und küstliche verheert. Menschenfresserei, dein Name ist Rußland!

Dem Beklagten analog, wenn nicht noch schlimmer, ging es auch im letzten Prozeß: Jahrelang schmachteten die Angeklagten im Gefängniß, wurden (höflich be- und misshandelt), zickte 150 Zeugen werden zusammengeschnitten, eine Anklage wurde angehängt und der Ausgang war gesichert. Kurze Zeit vor der Behandlung des letzten Prozeßes erschien ein Ullas des Jaren, daß von nun an die Gnade nur ihm gehöre; nicht die Generalgouverneure, nicht der Diktator, wie bisher, sondern der Allerböchste allein dürfe begnadigen. Während der Gerichtsverhandlung wurden die Angeklagten faktisch mundtot gemacht: der Vorschlag Michailow's, ihn, wenn das „hohe“ Gericht seine Beurtheilung beschließt, nicht hängen, sondern erlösen zu lassen, ward nicht berücksichtigt. Veris-Meilow bestätigte das fürchterliche Urtheil und dann kam die — „Gnade“!

Es wäre mir unmöglich, alle Details der Anklage und des Prozeßes anzuführen, und ich will deshalb mehr summarisch vorgehen, einige Punkte in einer Tabelle zusammenstellen und der letzten ganz curiose Bemerkungen beifügen. Zugleich erlaube ich ausdrücklich, daß ich mich, was die Thatsachen anbetrifft, leider auf das hiesige veröffentlichte Regierungsmaterial beschränken mußte. Die Zeit lang und wird wohl noch Vieles anfordern in diesem monströsen Prozeß.

Angeklagt waren 11 Personen, 7 Männer und 4 Frauen. Von ihnen wurden zehn im Oktober und November 1878, Weimar im April 1879 verhaftet, und haben demnach fast sämmtlich über 1½ Jahre in der (barbarischen) Untersuchungshaft zugebracht.

1) Adrian Michailow, Sohn eines Zinnorathes, früher Student des Moskauer Polytechnikums, 27 Jahre alt. Anklage: Der Kutscher gemeint zu sein, der die Mörder Menschew's am 4. August 1878 in seiner Drofschle fortjährt. Urtheil: Verlust aller Rechte und Tod durch den Strang; verwandelt in Zwangsarbeit in den Bergwerken auf 20 Jahre mit Verlust aller Rechte.

Die Mehrzahl der Zeugen haben Michailow nicht als den Kutscher erkannt, der die Mörder Menschew's wegführte; die Wenigen, die es behaupteten, sind zum Theil Polizisten, zum Theil „gedemüthigte Unterthanen“. Wie es mit dem Zeugnismachen wohl zugeht, können folgende Fälle beweisen: Einer der wichtigsten Zeugen, der Werth des Fatterials, gab bei der Verhandlung an, Michailow sei nicht der Kutscher. Nachdem der Zeuge aufmerksam gemacht worden, daß er bei der Untersuchung des Gegenstandes behauptete, antwortete er: Michailow sei ihm bis zur Verhandlung zweimal vorgeführt worden. Zum ersten Mal habe er dasselbe angesetzt, wie jetzt. Zum zweiten Mal würde ihm aber mitgeteilt, der betreffende Michailow sei der Kutscher und daher lautete seine Antwort auch so. „Wenn man Ihnen einen Anderen als den Kutscher genannt hätte, würden Sie auch Folge leisten.“ „Natürlich würde ich Folge leisten müssen.“ — Ein Schynmann, den die Anklage als Belastungszugewogen anführte, zeigte im Verhandlungssaal ein Verdunkeln, als den Kutscher. Befragt, ob er sich nicht irre, er meine wohl den Angeklagten Michailow, sagte er: nein, den habe ich nie gesehen! Zwei Zeugen zögten, als der Präsident sie anforderte, die Verbrecher zu betrachten, auf das anwesende vornehme Publikum. Allgemeine Heiterkeit war die nächste Folge, administrative Würdemachen wird die weitere sein. — Michailow erklärte sich voll und ganz als Sozialist im reinsten Sinne des Wortes, wurde aber vom Präsidenten mundtot gemacht.

2) Orest Weimar, Dr. med., prakt. Arzt, Hofrath, 35 Jahre. Anklage: a) Ankauf des Pferdes, mit welchem die Mörder Menschew's erstickten. b) Ankauf der Revolver, mit dem die Attentate auf Drenkelin (13. März 79) und auf Alexander II. (2. April 79) verübt worden. c) Erwerbung von Chupaloff, welches auch bei Solowjew am 2. April 79 vorgefunden worden. d) Verkehr mit bekannten Sozialrevolutionären in Zu- und Auslande. Urtheil: Zwangsarbeit in den Bergwerken auf 15 Jahre; verwandelt in Zwangsarbeit in den Festungen auf 10 Jahre mit Verlust aller Rechte, aller Titel, Orden und Medaillen.

a) Trog der Anklage und der exaltirten Uberschwärmungen „innern“ Ueberzeugung der Staatsanwälte, ist es doch nicht erwiesen, daß das Pferd, welches mit einer Drofschle im Fatterial in Petersburg vorgefunden worden, das von Weimar gekauft ist. Es ist auch nicht erwiesen, daß dies Pferd und die vorgefundene Drofschle zur Flucht der Revolutionäre dienten. Am allerwenigsten ist aber der Hinweis entkräftet worden, daß Dr. Weimar sein Pferd noch viel früher verkauft hat. — b) Es ist nicht bewiesen, daß der Revolver von Weimar für revolutionäre Zwecke gekauft oder an Revolutionäre veräußert worden. Dieser Punkt kam übrigens schon beim Solowjew'schen Prozeß zur Sprache und das damalige außerordentliche Obergericht, welches Solowjew zum Tode verurtheilte, sprach den Dr. Weimar, wie es scheint, deswegen vollkommen frei. Und jetzt wurde die Sache aufs neue angegriffen und ist jetzt etwas ganz Anderes! — c) Dieser Punkt war augenscheinlich so ausgesprochen boden- und grundlos, daß der Staatsanwalt, der Weimar wo möglich zehnmal angeklagt sehen möchte, selbst

*) Die Behandlung der politischen Gefangenen während der Untersuchungszeit in Petersburg i. J. war dazumal, daß im vorigen Jahre ich viele — darunter auch einige von den im letzten Prozeß Angeklagten — dazu einholte, durch Hunger, Kälte, Unruhe zu leiden. Die 2. Abtheilung sah dem nicht nur ganz ruhig zu, sondern ließ die Verhafteten (darunter auch die sehr berühmte Malinowskaja und die Karentinaja) in der empfindlichen Weise misshandeln, in Ketten legen, auf dem bloßen Fußboden schlafen und mit Beschimpfungen überhäufen. Die freiwilligen Quartiere dauerte ein Jahr, bis die 2. Abtheilung nachgab. Uebrigens sind solche Hungerkuren in den russischen Gefängnissen keine Seltenheiten: das Charlotten Centralgefängniß kann ein Bild davon zeigen.

Feuilleton.

Revanche.

Episode aus den Tagen der Romane.

Von Frau Elidel.

(Fortsetzung.)

„Ja, antwortete sie — indem sie den langen Kuß, der Beide vereinigte, unterbrach — ja, ich werde Dir Alles beantworten, was Deine Augen mich fragen. Jénard, Demen, Laviole, Sarrazin, Rumbolle, Regier, Genrivong, Glaves, Chert, Abdaril, Leou, Abbeccin, Montalguo, Wablin, Ruradave, Effrian, Venode, Uffid, Ydrac, Galvi, Fenariz, Zabru, Sirelop, Baraua, Jo, Cuavarröllandres, Karmont, Talabert — alle haben ihre Blüthe geendet, ohne Furcht und Tadel. Vor wenigen Stunden habe ich ihn starr ausgefressen liegen sehen am Fuße der Justizsäule, ja ich sage Dir, ich habe sein grünes Blut die Bronzepfanne röhren sehen, wo der Name jenes Tapferen von 1830, seines Vaters und Deines Vaters, in goldenen Buchstaben eingegraben ist. Eine reiche Ernte des Todes bedeckt den Bahndamm; es liegen dort wohl mehr Tote als auf der Erde als an der ihr. Männer, Frauen, Kinder der verfluchten Kasse, — ob sie gekämpft haben oder nicht — Alle sind niedergemetzelt worden. Sie gaben Niemanden Horden, die Versailles. Man hat ihnen gesagt: „Tödtet!“ und sie tödteten. Deine Schwester und ihr Mann, die man an der Barrière du Trone gefangen nahm, wurden zusammen erschossen, wie auch wir Beide erschossen werden, in einer Stunde, vielleicht früher.“

Hör, gestern um Mitternacht — es ist ein weiter Weg vom Pantheon nach dem Père-Lachaise — gestern um Mitternacht verließ ich die Clovisstraße und habe acht Stunden gebraucht, um durch die Stadt zu kommen in einem Hagel von Bomben und Geschloß-Kugeln, durch das Blut und das Feuer. Paris brennt — es ist verbrannt und wird bald verlöchen — mit der Republik! Sie haben Wort gehalten die Unseren. Wenn die Versailles Krauzjanke noch einen König wollen, dann müssen sie ihn ein neues Haus bauen, gibt kein Palais Royal, keine Tuilerien mehr. Man wird nun an den Schwur des Pariser Volkes glauben,

schwachen Geschöpfes, das nun, befreit von dem wolkigen Unterrod, in dem es eingewickelt gewesen und der ihm als Windel gedient, auf den Armen der Mutter vor ihm lag; — er weinte.

Die Höderichten, die den „Heizer“ erblickten, sahen, ihn der vor den Versailles Kartätschen und Chapelets wie eine Biene verzogen, traten bekürrt heran und betrachteten den Knegeborenen, der, aufgewacht, seine Arzen, keinen, ungeschulden, rothen Händen zu bewegen anfang. Im tiefsten Innern gerührt durch dieses liebevolle und zugleich so entsetzliche Bild, das sie an einen Bruder, an eine Schwester, an die Familie erinnerte — dem einzigen Trost des düstern Lebens, welches das Schicksal ihnen auferlegt, und von welchem der unarmberberige Sieger sie bald befreien sollte — gaben sich diese Todtgeweihten den Weinen hin, und ihre Augen, in denen so mancher bittere Schmerz gebrannt, leuchteten auch die Süßigkeiten der Thräne kennen.

„Ah, sagte Cardoc, indem er das, vom grellen Licht geblendete Kind in seine vatergegelichwärtigen Hände nahm, wo habe ich ihn schon gesehen. Es ist mir, als kenne ich ihn.“

Man sagt — ich weiß nicht, ob es wahr ist — daß der Mensch in der Wiege sagt dasselbe Gesicht habe, wie im Alter und daß ein aufmerksamer Blick auf den Knegeborenen genügt, um die Züge zu erkennen, die er als Greis haben wird. Simeud blickte der Kommandantenführer in das liebevolle Gesicht seines Sohnes und plötzlich erinnerte er sich des eifrigengebildeten Antlitzes seines Großvaters von mütterlicher Seite, den er, damals noch Kind, an einem Sommermorgen auf dem (Groveplatz*) hatte stehen sehen. Der alte strenge Puritaner endete auf dem Schaffot, wegen des Verbrechens, nach seinem Glauben gehandelt zu haben, der auch der Glaube des Abbe Gregoire** war und vieler anderer „Königsverderberischen“ Konventgenossen, die reuolos gestorben sind: „Die Könige sind in der moralischen Welt das, was die verenden Thiere in der physischen Welt sind; man muß sie ausröthen.“

(Schluß folgt.)

* Dem Nichtsich von Paris

** In der ersten Sitzung des französischen Nationalkonvents am 21. Septbr. 1793 sprach Abbe Gregoire den oben zitierten Satz aus.

diesen Punkt fallen lassen mußte. — 4) Weimar soll in Paris Comro und Populär gesprochen; in Petersburg und St. Petersburg Besuche empfangen haben. Und alles das will man aus „authentischen“ Quellen wissen. Himmelstreichend!
(Schluß folgt.)

Die Tschigiriner Affäre.

Der Bauernverein „Tainaja Druschina“ (Geheim-Gesellschaft).
Versuch einer revolutionären Organisation im Volke.
(Fortsetzung.)

Ich stellte mir nun die Aufgabe, in diesen kumpfen Protest vor Allem ein revolutionäres Element hineinzutragen: die Erkenntnis von der Nothwendigkeit einer aktiven Handlungsweise zu wachen, Vertrauen einzufößen auf die eigenen Kräfte, nicht aber auf die Hilfe von außen; kürzer gesagt: auf dem bereits beträchtlich bearbeiteten Boden eine revolutionäre Organisation zu schaffen, deren Fühner die Wünsche des Volkes „Land und Freiheit“ getragen hätte, Wünsche, zu denen wir vorläufig nichts hinzuzufügen haben. Das Endziel der geheimen Bauerngesellschaft sollte der Aufruf sein. Sogar die theilweise Verwirklichung dieser Aufgabe schien mir aber nur unter Befolgung folgender Regel möglich zu sein, nämlich: meine Handlungsweise der Weltanschauung der Bauern anzupassen, nichts derartiges hineinzutragen, was die Maximen auf den Kopf gestellt hätte, in welche das Volk sich hineingesetzt, an welche es sich gewöhnt hat, d. h. so zu sagen nur in so weit radikal zu sein, als der Bauer heute radikal sein kann. Von diesem allgemeinen Zuge ausgehend, mußte ich auch diejenigen lokalen Einzelheiten in Betracht ziehen, die ich aus Erfahrung kannte: diese lokalen Bedingungen schrieben mir nothgedrungen ein allgemeines Programm meiner Handlungen beim Befolgen des Zieles vor.

Ende 1875 war die brennende Tagesfrage der Bauernschaft die: auf welche Weise der Jar von Allen benachrichtigt werden könnte. Die einschüchternen der Bauern bekamen sich, in Kreisstädte vertheilt, in Haft zu setzen ihnen gestattet, am Tage auszugehen und Arbeit zu suchen, des Abends aber mußten sie nach dem Polizeicirculer zurückkommen. Vor Allem war es also nothwendig, sich des Vertrauens dieser Leute zu verschern. Am Nijewer Polizeigeängnis waren ihrer 11 Mann, dazwischen ein gewisser L. (Nasir), von welchem ich schon früher gehört hatte. So war einer der wohlhabendsten Bauern, gewesener Bezirksrichter und ein schon bejahrter Mann. Seine Familie war klein, welcher Umstand ihm eigentlich, vom Standpunkt seines persönlichen Ruhms betrachtet, zum Segen der Landtheilnahme nach den Köpfen machen mußte; umsonst, da er als vermöglicher und einflußreicher Bauer leicht einen bedeutenden Kaderguthen bekommen konnte, für welche Möglichkeit es an Beispielen nicht fehlte. Und doch war L. einer der eifrigsten und unermüdlichsten Vertheidiger des Gemeindeguthens der Vertheilung nach der Kopfzahl und wie als Bezirksrichter in diesem Sinne auf die Standhaftigkeit des ganzen Bezirkes nicht unbeträchtlich ein.

Ich machte auch zuerst mit ihm Bekanntschaft in meiner Eigenschaft als Bauer aus dem Obersten Gouvernement. Nach einigen Zusammenkünften gab ich ihm zu erkennen, daß ich ihm etwas mitzuteilen habe. „Gehste es, guter Mensch, sprich er mich an, kommst du mit Gutes (guten Absichten) oder mit Ungut (bösen Absichten) zu uns?“ Ich erklärte, daß ich mit den Angelegenheiten meiner Dorfgemeinschaft beschäftigt und bewußtmäßig sei, dem Jar eine Petition einzureichen. Daraus mißte ich den Gedanken, daß, wenn beim Jar nicht möglich viele Abgeordnete mit Petitionen erschienen, derelbe ihm so eher veranlaßt werden würde, seine Aufmerksamkeit auf die Bauern zu richten, und schlug ich ihm deshalb vor, daß sich ihr Deputirter mir anschließen solle. L. billigte meinen Vorschlag durchaus und beistete sich, die Andern davon zu benachrichtigen. Aber sie schenken mir kein solches Vertrauen, wie er; sie begnügen vielmehr den Verdacht, ich sei ein verkleideter Polizist, von den Beamten geschickt, um ihre Absichten anzuforschen. Aber meine Ermahnungen, Stand zu halten und nichts zu unterschreiben, und meine Versicherungen auf einen glücklichen Ausgang der Sache zu bestehen, ihren Verdacht. Einige allerdings erblickten immer noch in meinem Vorschlag irgend eine Intrigue der Herren (Vögn) und forberten von mir als Beweis, daß ich nicht lüge, den Austrag meiner Gemeinde. Nachdem dieser Forderung Genüge geschehen, wurden die Bauern offener. Die gegenwärtige Sachlage in Hause sei ihnen unbekannt (das war im Dezember 1875, und sie waren seit Mai dem Heimathdort zurückgekehrt), Verwandte hatten ihnen sei Laugen keine Besuche gemacht, so daß sie nicht wußten, ob in Schabetski eine zum Abgeordneten geeignete Person und die nöthigen Geldmittel vorhanden seien. Ich sagte, daß ich noch mein Dorf besuchen müsse, bevor ich nach Petersburg gehe, worauf die Bauern mich dringend erluchten, auch Schabetski zu besuchen und einige der Gemeindeguthenhalter zu sprechen, da unter letzteren sich schon Einer finden werde, der mich zum Jar begleiten könne.

Ich ver sprach und ging fort nach Schabetski zu L.'s Frau. Letztere konnte darüber, wie ich habe kommen können, ohne von den Parzellierern bemerkt worden zu sein; man hätte mich sonst doch unbedingt nach dem Bezirksamt gebracht. Durch glückliche Zufälle war es mir nämlich gelungen, den Spionirbildern der Parzellierer zu entgehen. L.'s Familie nahm mich mit Vertrauen und Freuden auf, da ich Nachrichten und Grüße vom Haupt des Hauses brachte. Aus ihren Kindern bildete die Frau L.'s sofort eine Wache, um mich rechtzeitig verbergen zu können, im Falle des Erscheinens von Beamten. Mit den öffentlichen Angelegenheiten des Dorfes war sie genau vertraut und äußerte eine solche Theilnahme an demselben, daß ich es für möglich hielt, ihr das eigentliche Ziel meines Besuchs ohne Aufschub mitzutheilen. Ihrer Meinung nach war aber im Dorfe keine einzige zum Abgeordneten passende Person noch da, da alle irgendwie Tauglichen verhaftet waren, unter ihnen auch diejenigen, auf welche die Nijewer rechneten. Nichtsdestoweniger wollte sie mit einigen Bauern darüber sprechen und mir nächstes Mal, bei meiner Rückkehr vom heimathlichen Dorfe nach Nijew, das Resultat mittheilen.

Dieser zweite Besuch fand nach 14 Tagen statt. Ich wurde wieder in derselben geheimnißvollen Weise empfangen. Abends spät, als die Kinder schon schliefen, brachte die Frau zwei Bauern, mit denen ich Rücksprache nehmen sollte. Derselben bestätigten die Aussagen der Frau L.'s; im Dorfe war kein Einziger, der sich zu dieser Sendung entschließen hätte. Zuerst erfuhr ich die Bauern, daß ich — da ich doch so wie so den Kaiser liebe — doch ein Wort zu ihrem Gunsten spreche und versprechen dafür, „ewiglich Gott für mich zu bitten.“ Ich schlug ihnen ihre Bitte natürlich nicht ab. Am folgenden Tag wurde ich auf unbedachten Umständen aus dem Dorfe hinausgeführt. Dieses Mal aber hatten die Parzellierer Wind bekommen, daß Jemand bei L.'s Frau war, und zeigten dies dem Bezirksamt an, worauf die Beamten mit der Frage beauftragten: Wer war da und wohnen ging er? L.'s Frau erwiderte, ein „Reisender“ sei dagewesen, und zeigte ihnen auf einen, dem meinigen gerade entgegengelegten Weg, infolge dessen die nachgefolgten Boten mich natürlich verfehlten.

Die Bauern in Nijew empfangen die Berichte, die ich brachte, mit Betrübnis. Von der Bitte der beiden Schabetskier, mich für sie beim Kaiser zu verwenden, schwieg ich ihnen gegenüber, erwartend, was sie selbst sagen würden. Sie konnten sich aber offenbar zu der gleichen Bitte nicht entschließen, offenbar aus schließlich deshalb, weil sie nicht zu hoffen wagten, daß ich eine so wichtige Mission unentgeltlich übernehmen würde. Erst, nachdem ich auseinandergelegt, wie wichtig es für mich persönlich und mein Dorf sei, daß den Kaiser nicht nur aus Einem Dorfe, sondern aus mehreren dieselben Klagen zugehen, erlaubten sie sich „unterthänig“ zu bitten, auch in ihrem Namen eine Petition einzureichen, in derselben die Grausamkeiten der Vertheilung, den von Seiten der Beamten angeordneten Zwang für die „Nacht“ (Nacht, Parzellierungsbeschlüsse) und die Verheimlichung der eigentlichen kaiserlichen Urtheile vor ihnen zu beschreiben. Unter Anderem bat sie mich auch, so nicht zu vergeffen, in der Petition die Worte des Gouverneurs anzuführen, der allen versammelten Bauern sagte: „Der Grund und Boden gehört nicht dem Jar, sondern den Herren (Vögn)“. Ich verabschiedete mich mit dem Versprechen, im Monat Mai zurückzukommen, und ging nach Petersburg. — Auf diese Weise war ein bedeutender Theil meines Zieles erreicht. Aber dieser Erfolg ergab sich keineswegs leicht: Das, scheinbar anhaltende Vertrauen der Bauern machte häufig einem plötzlichen Mißtrauen Platz; ja zwei Steptiker unter ihnen waren so hartnäckig, daß sie größtentheils den Versicherungen mit mir nicht beizugingen und die Zutransicht der Uebrigen beständig zurückhielten.

Jetzt fand mir bevor, einen Entwurf der revolutionären Organisation vom Jar zu bringen und die Bauern vorzulegen. Alle meine Beobachtungen befestigten mich in dem Gedanken, daß nur ein autoritäres Prinzip die Annahme der von mir beschriebenen Organisation garantiren könne, und als solches Prinzip ergab sich in diesem Falle nur der Name des Jar Alexander II. Bei der Abwesenheit jeder ideellen Beziehung zur Sache bei den Bauern, die als Verbindungsmittel zwischen den Mitgliedern der künftigen geheimen Gesellschaft und zur Befestigung der Organisation hätte dienen können, mußte ich meine Zukunft zum Ende nehmen, dessen feierliche Jermonien in entsprechender Weise auf unsern Bauern wirken. Natürlich mußte die Dauerhaftigkeit der Organisation hauptsächlich auf der Bemühtigkeit ihrer Anlage und Gliederung, entsprechend den Bedingungen des Volkslebens und in nicht minderm Grade auf den Einfluß einzelner hervorragender Mitglieder und meiner eigenen beruhen. In Folge des sich später zeigenden Mangels dieser Verbindungen brachte denn auch die Sache die gewünschten Erfolge nicht.

(Fortsetzung folgt.)

* Der im Verlauf der, in Anwesenheit Most's zu Zürich stattgehabten, Verammlung vom 17. Mai gemachte Vorschlag, daß die beiden Blätter „Sozialdemokrat“ und „Freiheit“ fortan jeglicher Feindseligkeiten sich enthalten und die zwischen ihnen etwa bestehenden prinzipiellen und tatsächlichen Meinungsverschiedenheiten nur in sachlicher und verständlicher Weise zur Besprechung bringen sollen, widrigenfalls der aufs neue Angreifende als böswilliger Friedensstörer zu betrachten und demgemäß zu behandeln sei — dieser Vorschlag, welcher die Befestigung des die Partei schützenden und sie in den Augen der Gegner heruntersehenden Streites auf's Verhältniß ermöglichst will und an Entgegenkommen gegen die „Freiheit“ sicherlich nichts zu wünschen übrig läßt, ist — soweit wir es jetzt schon überblicken können — bei den deutschen wie bei den ausländischen Genossen einer fast einstimmigen freudigen Zustimmung begegnet. Wohl sind die deutschen Genossen der Meinung, daß es sich bei diesem Waffenstillstand nicht um eine endgültige Erledigung der zwischen der Partei und der Gruppe der „Freiheit“ schwebenden Streitpunkte handle, sondern daß diese Erledigung an einem bevollmächtigteren Ort zu erfolgen habe. Aber jedermann — von der ausländischen sozialistischen Presse u. A. „La Voix de l'Ouvrier“, „Recht vor Allen“ zc. — begrüßte die von der Redaktion des „Sozialdemokrat“ gegebene Zustimmung zu dem obigen Vorschlag als die Ermöglichung einer sachgemäßen, Sozialisten würdigen Auseinandersetzung.

Leider aber fand das verhältnißliche Anerbieten gerade an der Stelle, um die es sich hauptsächlich handelt, bei Joh. Most und der „Freiheit“, nicht die gleiche Aufnahme. In der neuesten Nummer (23) der „Freih.“ leugnet Most unter Namensunterschrift die Mittheilung des „Sozialdem.“: daß er in Zürich zugegeben habe, in manchen Stücken zu weit gegangen zu sein, sowie daß er eine Bedenkzeit zur Ueberlegung des obigen Vorschlags verlangt habe — räumweg ab, erklärt sie für eine „Erfindung“ und „reine Erdichtung“ und weist in weiteren Artikeln jegliches Einlenken und Abgehen von der bisherigen Polemik gegen die deutsche Partei und die deutschen Genossen stracks zurück. Und um diesen seinen Entschluß gleich durch die That zu bestätigen, widmet er von 13 1/2 Textspalten der „Freih.“ volle 8 1/2 Spalten ausschließlich dergewöhnlichen Angriffen. Die bekannten deutschen Genossen werden „abgewirrhafte Parteigänger, Geschäftspolitiker amüchigster Sorte, Schmarozker, Freiglinge“ zc. genannt und ihnen „schändliche Mißbräuche, Erbärmlichkeit, heuchlerisch-feiges Spiel, erbärmliche Schustereien“ u. s. w. vorgeworfen; die Mitarbeiter des „Sozialdem.“ werden „impertinente, heuchlerische, unerhörte freche Schreibefacten hinter den Bergen“ zc. betitelt. Drei Versammlungsresolutionen gegen uns (von denen freilich die eine, aus Berlin, auch in der Urchrift keinerlei Unterschrift trägt, die andere, aus London, von der bekannten dritten Sektion herrührt, die dritte, aus Bodey, aber von ganzen sieben Mann gefaßt ist); ein wuthschreiender „Mahnruf an die Sozialisten Deutschlands“ von einem, in der Partei ziemlich unbekanntem, am Ort seines früheren Wirkens (Berlin) aber nicht weniger als zuverlässig bekannten Mann namens H. G. König; zwei Leitartikel gegen jegliches Einlenken und eine Reihe dementsprechender Mittheilungen und Notizen: — das ist der Inhalt dieser „Freiheit“-Nummer. Der Schlusssatz all dieser Auslassungen lautet: „Fort mit allen Rücksichten — uns Einigkeit mit jenen zumuthen, heißt von uns Verrath an der Sache, heißt ein Verbrechen fordern, das wir uns nicht zu schulden kommen lassen wollen. Nichts wird zurückgenommen, keine Kenderung tritt ein!“

Angesichts solcher Thatfachen scheint uns die Möglichkeit einer Sinnesänderung Most's, bezw. der „Freiheit“ so gut wie ausgeschlossen, was wir im Partei-Interesse bedauern, aber als eine Thatfache hinnehmen müssen. Indessen werden wir natürlich dem Beispiel der „Freiheit“ keineswegs folgen, sondern bekräftigen uns darauf, die obigen Thatfachen festzustellen und sie den Parteigenossen Deutschlands und des Auslandes zur Kenntniß zu bringen. Die Lage wird dadurch vollkommen klar und kein Quigläubiger wird fernher über die Gesinnungen des „Sozialdemokrat“ einerseits und der „Freiheit“ andererseits, sowie über den Sitz der Friedens- und Einigkeitstüchtigkeit im Zweifel sein können, was immerhin doch ein Erfolg des verunglückten Besöhnungsvorschlags ist. Wir enthalten uns jeder weiteren Bemerkung; die Genossen werden aus dem Festgestellten ihre Schlüsse zu ziehen wissen.

Sozialpolitische Rundschau.

Schweiz.

* Die Fabrikanten und namentlich eine Anzahl Baumwollenbarone wählen unausgesetzt für eine „Verbesserung“, d. h. Durchlöcherung des Fabrikgesetzes, namentlich für Befestigung des gehagten elfständigen Normalarbeitstages. Natürlich muß für diesen Rückschritt immer wieder die alte Klage der Unmöglichkeit der Konkurrenz mit dem Ausland bei annähernd humanen Arbeitsbedingungen herhalten. Nun aber wird in England und Amerika in den Baumwollenfabriken nur 9 — 10 Stunden gearbeitet. Die schweizerischen Spinnerfürsten aber lassen 11 — 12 Stunden arbeiten und behaupten dennoch (oder gerade darum?) mit England und Amerika nicht konkurriren zu können. Wie

lange müssen wohl die unglücklichen Arbeiter dieser Branche in der entnervenden Fabrikluft zubringen, bis die Herren Konkurrenzfähig zu sein behaupten? Darf die Vernichtung einer ganzen Bevölkerung zugegeben werden, damit die Ausbeuter die erwünschten hohen Prozente aus ihrem Kapital herauszuschlagen? Die Arbeiter und alle sonstigen fortschrittlichen Elemente der Schweiz werden dem reaktionären Treiben der Fabrikanten gegenüber hoffentlich alle ihre Kräfte einsetzen, um eine Abänderung des noch kaum zur richtigen Ausführung gekommenen Fabrikgesetzes in dem angeordneten Sinn unmöglich zu machen. Die Fabrikanten sparen das Agitiren nicht und haben großen Einfluß und weitläufige Verbindungen; die Arbeiter haben also allen Anlaß, seine Zeit zu verlieren und sich kräftig zu rühren.

In Genf beschloß die Gesetzgebung unter lebhafter Mitwirkung der sozialistischen Abgeordneten, die Trennung der Kirche vom Staat. Der Beschluß unterliegt der Volksabstimmung, welche hoffentlich bestätigend ausfällt, wodurch ein bedeutender Fortschritt, ein Stück des Programms der Sozialdemokratie verwirklicht würde.

Deutschland.

* In Berlin wird diese Woche eine „europäische Konferenz“, bestehend aus den Vertretern der Großmächte, zusammengetreten, um an der bekannten Putscharbeit des seligen Berliner Kongresses heranzuführen. Daß durch eine solche Dilettantenschnelderei der in Freyen zerfallende orientalische Mantel nicht einen Augenblick länger zusammengehalten wird, als bis er naturgemäß zerfallen muß, ist klar. Der „europäische Kreuzpog“, der wirklich bestimmend und heilsam in die Geschicke der Staaten und Völker unseres Erdtheiles eingreifen könnte, muß anders aussehen, als dieser Tisch voll intriganter Gewaltpolitiker. Er muß Verständniß und guten Willen für das Beste der Völker und eine auf dem allgemeinen Glauben an diese Eigenschaften basirende Macht zur Ausführung seiner Beschlüsse haben. Das ist heute und außer der sozialistischen Weltordnung unmöglich und darum das ganze Berliner Konferenzbetriebe kaum unserer Aufmerksamkeit werth.

— Die undankbaren Deutschen machen ihrem genialen Reichs-Gründer und -Erhalter das Leben doch recht schwer. Die allezeit gestreuten Nationalliberalen stellen der Reichsverborslage das schreckliche Wort „unannehmbar“ (vorläufig bis zur dritten Lesung) gegenüber, und am Ende ist Bismarck genöthigt, das Gesetz, das dann überdies noch bedeutende Veränderungen zu Gunsten des „römischen Erbprinzes“ erfahren haben dürfte, aus den Händen derselben Leute in Empfang zu nehmen, welche er durch daselbe zu vereinzeln und ohnmächtig zu machen gedachte. Angesichts dieser Aussicht auf eine neue, empfindliche Niederlage greift der geistreiche „Staatsmann“ wieder zu dem bewährten Mittel der Drohung mit seinem Rücktritt oder der Auflösung der widerspenstigen „Volksvertretung“. Ob ihm diese abgebrauchte Finte etwas nutzen wird? Soviel ist gewiß, daß sich die Lage immer gründlicher verwirrt und verschärft, so daß selbst der Reichs-Allmächtige das Ende immer weniger zu finden vermag. Was wird dann erst sein Nachfolger thun? Die alexandrische Lösung des Wirrwalls ist das unaussprechliche Ende und wer bei dem Schutte am besten wegstommt, kann nicht im Zweifel sein. Die Hauptsache ist nur, daß wir rechtzeitig bei der Hand sind, wenn die Stücke herabfallen.

— Die Regierung hat ein famoseres Mittel ergriffen, um die von Bebel in seiner Rede über den Belagerungszustand (von uns f. z. im Vorlaut veröffentlicht) gemachten Mittheilungen über die skandalösen Willkürlichkeiten der Berliner Polizei zu widerlegen. Sie hat nämlich gegen sämtliche in Bebel's Rede genannte Personen Anklage wegen verläumderischer Beleidigung der Polizei erheben lassen. Man kann auf den Ausgang begierig sein — den Wünschen der Regierung dürfte er jedenfalls nicht entsprechen.

— Hausdurchsuchungen mit theilweise nachfolgenden Verhaftungen sind uns neuerdings gemeldet aus Straßburg, Fürth, Aachen, Schweinfurt, Duisburg. — In Lindenu bei Leipzig soll eine „geheime Sozialistenversammlung“ aufgelöst worden sein.

— Ein neuer industrielles Massenmord. In Herbolz sind durch schlagende Wetter 26 Bergleute verunglückt, davon 4 verwundet, die übrigen todt. „Eine Betriebsstörung ist nicht eingetreten“, meldet der Draht lakonisch. Natürlich, das ist ja die Hauptsache; auf die Arbeiterleben kommt's nicht an, sonst würden derartige Unglücksfälle überhaupt unmöglich gemacht werden!

— Wie in dem afrikanischen Nordstaat Dahomey die Anführer der königlichen Mörderabtheilungen die angesehensten Leute sind und der Oberhefter im Ministerium steht, so kommt im Polizeistaat Deutschland niemand schneller zu Ehren und Würden, zu Ansehen und Vermögen, als die öffentlichen Anzeiger und Ankläger, die Staatsanwälte; namentlich diejenigen, die sich als Gesellschaftskritiker gegen die Sozialisten ausgezeichnet haben, steht der Weg zu den höchsten Würden offen, und zwar rücken sie auf ihm desto schneller vorwärts, je mehr Sozialisten sie hinter Schloß und Riegel gebracht, je „exemplischer“ Verurtheilungen sie gegen dieselben erzielt haben. So ist — um von anderen geringeren zu schweigen — der Oberstaatsanwältter Lessendorf seit Jahr und Tag Reichspräsident; und vor kurzem ist der ehemalige Breslauer Staatsanwalt Dr. Ruch's, nachdem er nur ein Jahr erster Staatsanwalt in Königsberg i. Pr. gewesen, zum Oberlandesgerichtsrath in Jena befördert worden. Ähnliche Beispiele lassen sich mit wenig Mühe eine ganze Anzahl zusammensuchen. Natürlich geben alle diese Leute überaus brauchbare Richtigkeiten — ganz wie es die Nachhaber wünschen. Uebrigens können wir die Bevorzugung der Staatsanwälte nur vollkommen berechtigt finden; gebühren die Ankläger doch neben den Kerkermeistern, Polizisten, Mistardrillmeistern, Pfaffen und Gerichtsvollziehern zu den wichtigsten Personen und unentbehrlichsten Regierungselementen Deutschlands.

— Kette Demokraten! Die demokratische Fortschrittspartei, die in neuerer Zeit immer „demokratischer“ wird, so daß sie bereits bei einem Bündniß mit der noch „demokratischeren“ süddeutschen Volkspartei angekommen ist, hielt anfangs dieses

